

„*Meor ha-Gola*“ – *Leuchte des Exils* *Die neue Synagoge in Mainz*

Wenn am Ende des Sabbatgottesdienstes in der neuen Synagoge in Mainz beim *Kiddusch* die Segensgebete über Wein und Brot gesprochen werden, scheint die ungewöhnliche Architektur des neuen Gebäudekomplexes, erbaut nach dem Schriftzug des hebräischen Wortes *Keduscha* (Segnung / Heiligung), gleichsam Realität zu werden. Damit ist auch das Programm der Mainzer Synagogengemeinde – und mit ihr jeder Gemeinde – ausgesprochen, ein Segen zu sein. Am 3. Sept. 2010 war für sie die „Wartezeit im Exil“ nach der Vernichtung durch die Schoa mit der Einweihung der neuen Synagoge beendet. Genau 98 Jahre zuvor war vom damaligen Vorsitzenden Bernhard Mayer die große Hauptsynagoge eingeweiht worden, die 1938 von den Nationalsozialisten in Brand gesteckt wurde; – für Mayers Urenkel, Msgr. Klaus Mayer, ein bewegender Augenblick.

In der Geschichte der Stadt Mainz (Magenza) werden Juden erstmals um das Jahr 900 erwähnt. Seither hat die Gemeinde, eine der drei berühmten SCHUM-Gemeinden (Speyer, Worms und Mainz), wie kaum eine andere wiederholt Perioden des Erblühens und der Verfolgung durchlebt. Das 11. Jh. wurde – trotz einer ersten Vertreibung (1012) durch Heinrich II. – zu einer ihrer großen Blütezeiten. Die um das Jahr 1000 aus Lucca in Italien zugewanderte Familie *Kalonymos* gründete eine berühmte Talmudschule, die durch einen ihrer großen Lehrer, Rabbiner Gerschom Ben Jehuda, genannt „Leuchte des Exils“ (ca. 960–1040), zu einem Zentrum der jüdischen Lehre und Wissenschaft für ganz Westeuropa wurde. Doch das Jahrhundert endete in zwei Katastrophen: dem großen Brand von 1084, der den Juden angelastet wurde, und 1096 mit der Ermordung von etwa 1200 Juden durch die Kreuzfahrer (1. Kreuzzug). Im Pestjahr (1349) nahmen sich auch in Mainz viele Juden selbst das Leben entsprechend dem religiösen Prinzip von „*Kiddusch ha-Schem*“.¹ Die Schoa löschte die einstige blühende Gemeinde aus.

1) Vgl. Hannah Holtschneider, *Kiddusch ha-Schem: Heiligung des Namens*, in FrRu 13(2006)2–15.

Mehr als 1300 Mainzer Juden sind ihr zum Opfer gefallen. Am 11. Nov. 1938 berichtete der „Mainzer Anzeiger“:

„Auch die Judentempel, die Synagogen, wurden bei der berechtigten Abwehr des jüdischen Verbrechertums in Mitleidenschaft gezogen. [...] Die Mainzer Bevölkerung hat als Antwort auf den jüdischen Meuchelmord mit den Juden in Mainz abgerechnet. Alljuda mag daraus seine Lehren ziehen.“²

Und in einem Artikel der „Mainzer Tageszeitung“ war zu lesen:

„Die Mainzer Neustadt ist nun froh, das unsympathische Gebäude [...] los zu sein und einen Platz zu gewinnen, der hoffentlich bald eine edlere Bestimmung erhält als bisher. Möge an der Stelle, wo bis dahin misstönende Wüstengesänge erschollen sind, nun alsbald fröhliches Kinderlachen und manch echte deutsche Weise erklingen [...].“³

Im März 1945 lebten nur noch ca. 50 „Rassejuden in jüdisch-arischer Mischehe“⁴ in Mainz. Schon im Herbst 1945 formierte sich eine neue Gemeinde aus ca. 60 Rückkehrern. Mit der Zuwanderung in den 90er Jahren aus der ehemaligen Sowjetunion nahm die Gemeinde zahlenmäßig stark zu. Es darf als Zeichen eines allgemeinen Lernprozesses gewertet werden, dass die neue Synagoge auf dem Areal der großen Hauptsynagoge erbaut wurde, nachdem man sich – nach vielen Überlegungen – auf den Abriss des dort errichteten Zollamtes geeinigt hatte. Das Herz des neuen Gebäudekomplexes ist die Synagoge, deren Räumlichkeit wie ein Schofar (Widderhorn) nach oben strebt. Die Innenwände sind bedeckt mit anscheinend zusammenhanglosen hebräischen Buchstaben, unterbrochen von Auszügen aus den Piyyutim⁵ berühmter Mainzer Rabbiner. Unerwartet erfreulich war das Interesse der Bevölkerung, als die Synagoge zwei Tage nach der Einweihung zur Besichtigung geöffnet wurde: laut polizeilichen Angaben kamen bis zu 11 000 Besucher!

(Red.)

Nachtrag: Ein gegen die neue Synagoge gerichteter Brandanschlag (30./31. 10.2010) ist glücklicherweise fehlgeschlagen.

2) Klaus-Dieter Aliche, *Lexikon der jüdischen Gemeinden im deutschen Sprachraum*, Bd. 2, 2650.

3) Ebd., 2650.

4) Ebd., 2651.

5) Vgl. Meret Gutmann-Grün, *Zion als Frau. Das Frauenbild in der Poesie von al-Andalus auf dem Hintergrund des klassischen Piyyuts*; Rez. von Yvonne Domhardt in: FrRu 17(2010)297–300.

Das Leiden der Gerechten

Beim 5. jüdisch-christlichen Gespräch am 4. Juli 2010 im Kloster Alexanderdorf entwickelte Rabbiner *Andreas Nachama* (Berlin) aus dem Thema „Das Leiden der Gerechten“ die These: Wo Gerechte leiden, entsteht etwas Neues. Rabbiner Nachama nannte dazu Beispiele aus der Bibel und aus der Weltgeschichte. Abel wurde getötet, weil Kain neidisch war auf das Gott wohlgefällige Opfer seines Bruders. Mose litt für das Volk und konnte selbst nicht in das Gelobte Land einziehen. In der rabbinischen Tradition – so Nachama – trägt Israel den Einen Gott durch die Geschichte. Das bedeutet aber zugleich, dass Israel in vielfältiger Weise zu leiden hatte.

Das Leiden der Gerechten bleibt ein Anlass für die Menschen, etwas dagegen zu tun und Veränderungen zu bewirken. Manche Leiden früherer Generationen, wie etwa die Pest, die auch durch fehlende Abwasserleitungen in mittelalterlichen Städten verursacht wurde, konnten schon ausgemerzt werden. Und doch besteht bis heute die Frage: Warum müssen Gerechte so viel Leid erdulden? Nachama zitierte zunächst die Rabbiner: Die Gerechten schaffen sich durch ihre gerechten Taten und durch das Leid hindurch die Grundlage für ihr Leben in der zukünftigen Welt. Im Talmud steht: *Die gerechten Taten werden im kommenden Leben belohnt.*

Als Historiker verwies Rabbiner Nachama darauf, dass selbst in der Geschichte dieser Erde zu erkennen ist, wie die Leiden der Gerechten oft einen Sinn haben, der später erst deutlich wird und über den einzelnen, leidenden Menschen hinausgeht. So wurde die Zerstörung des Jerusalemer Tempels im Jahre 70 nach Christus von den Juden als Trauma erlebt. Doch das Ende des alten Tempelkultes war der Beginn des modernen Judentums mit einer Neubesinnung auf den eigentlichen Inhalt des jüdischen Glaubens im Wort Gottes.

Msgr. *Michael Toepel*, Diözesanvorsitzender des Deutschen Vereins vom Heiligen Land in Berlin, war einige Jahre an der St.-Hedwigs-Kathedrale in Berlin, dem Wirkungsort des ehemaligen Dompropstes *Bernhard Lichtenberg*. Nach den Ausschreitungen der Pogromnacht vom 9./10. November 1938 hat Lichtenberg jeden Abend in der Berliner St.-Hedwigs-Kathedrale „für die Juden und ‚nichtarischen‘ Christen – wie auch für alle anderen Notleidenden und Verfolgten – öffentlich gebetet“. Lichtenberg wurde am 3. November 1941 festgenommen. Er starb am 4. Nov. 1943 im Gefängnis Tegel, Berlin, wo er auf seinen Abtransport in das KZ Dachau wartete. Die

Holocaust-Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem hat ihm am 7. Juli 2004 den Ehrentitel „*Gerechter unter den Völkern*“ zuerkannt.

Auch im Fall von Lichtenberg gilt: Das Leiden der Gerechten ist ein Unrecht, und die Frage nach der Sinnhaftigkeit des Leidens bleibt bestehen. Von Christus heißt es im 1. Petrusbrief (2,23): *Er litt, drohte aber nicht, sondern überließ seine Sache dem gerechten Richter*. Ein Richter im Sinne der Bibel ist jemand, der wirklich Recht spricht. Und für den, der Unrecht leidet, wird letztlich Gott selber eintreten und seine Sache zu einem guten Ende führen. Wer an diesem Glauben festhält und nicht selbst zu Unrecht greift, überlässt seine Sache wirklich Gott. „Wer zu Adam gehört, muss sterben. Wer zu Christus gehört, wird leben.“ „Adam“ – so Toepel – ist der „Erdling“, aus Erde gemacht: Adam aus *adama* (hebräisch: Erde). Wer aber Christus nachfolgen will, geht mit ihm durch Leid und Tod zum neuen Leben. Hier wird deutlich, wie tief jüdisches und christliches Denken und Hoffen miteinander verbunden sind. Auf die Frage: „Gibt es überhaupt einen Gerechten ohne Leiden?“, gibt die Bibel die Antwort: Menschen, die lieben, sind auch bereit, Leid auf sich zu nehmen. Und damit bewirken sie etwas Neues für diese und die zukünftige Welt.

Hella Schapiro, Berlin/Sr. Johanna Schwalbe OSB, Am Mellensee

„YAD VASHEM heißt diese Stätte“ Erinnerung an Propst Heinrich Grüber

Der Holocaust hat das *Leiden* zur Existenzfrage gemacht. Menschen haben Schicksale erlebt und erlitten, die ihresgleichen suchen. Menschen haben aber auch Möglichkeiten gefunden, mit ihrem Leid umzugehen und über sich selbst zu wahrhaft menschlicher Größe hinauszuwachsen. Ein bedeutender Zeitzeuge ist Propst Heinrich Grüber (1891–1975).¹ Am 28. Juli 1964 wurde Grüber von der Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem der Ehrentitel „Gerechter unter den Völkern“ verliehen. Bereits im November 1962 hatte Grüber in Yad Vashem folgende Ansprache gehalten:

1) Vgl. Hartmut Ludwig, *An der Seite der Entrechteten und Schwachen*. Zur Geschichte des „Büro Pfarrer Grüber“ (1938 bis 1940) und der Ev. Hilfsstelle für ehemals Rasseverfolgte nach 1945. Rezension von Paul Gerhard Schoenborn in: FrRu 17(2010)63–66.

„YAD VASHEM heißt diese Stätte, da wir mit tiefer Bewegung – ich darf für mich auch sagen: mit tiefer Beschämung – gedenken der Millionen, die ein Opfer wurden einer Zeit voll Schuld und Leid. Es geht um Namen – *shem* –, die der Erinnerung eingeprägt sind, nicht nur um die Namen der vielen Stätten des Grauens, von denen einige hier verzeichnet sind. Noch einmal tritt dieses Inferno – um nicht zu sagen dieses Infernißsimo – der vergangenen Zeit vor unsere Augen mit Stacheldraht, Folterkammern, Bunkern, Gaskammern und Krematorien.

Wir sehen noch einmal die armen, verzweifelten, verhungerten, verprügelten Menschen. Jeder war damals nur eine Nummer, und doch hatte jeder einen Namen, der nicht nur Menschen lieb und wert war, sondern der von dem Ewigen gekannt war: ‚Fürchte dich nicht, denn ich habe dich erlöst; ich habe dich bei deinem Namen gerufen. Du bist mein.‘ Sein Name sei auch an dieser Stätte gepriesen in Schuld und Leid.

Es geht um Hände – *yad, yadaim* –, wir sehen die blutbefleckten Hände der Folterknechte, die prügelten und mordeten und die alle, Frauen und Kinder, Kranke und Gesunde, in die Gaskammern pressten. Wir sehen die Hände der gequälten, die in der letzten Not zum Gebet gefaltet oder in Verzweiflung gerungen wurden.

Wir sehen die bittenden Hände aus dem Warschauer Getto, die mit angsterfüllten Augen um ihr junges Leben flehten. Wir sehen die Hände der Mutter, die ihre Kinder und Säuglinge an ihr Herz drückt, als sie mit ihnen in die Gaskammer gestoßen wurde.

Wir sehen mehr. Wir wissen um die Hände des Hüters Israels, der nicht schläft noch schlummert, der uns trösten will, wie einen seine Mutter tröstet, und der abwischen will alle Tränen.

Zu Ihm erheben wir unsere Hände und strecken dann unsere Hände um Verzeihung bittend unseren leiderfüllten Brüdern und Schwestern entgegen. Die Hände derer, denen die Gnade und Kraft vergebender Liebe geschenkt wird, sollen die Hände derer ergreifen, die die Gewissheit vergebender Schuld erbitten, vor Gottes Thron und hier in Yad Vashem.“

Beate Barwich, Berlin

Papst Benedikt XVI. trifft Oberrabbiner Jonathan Sacks

Am 17. Sept. 2010, dem zweiten Tag seines Besuches in Großbritannien und dem Vorabend von Jom Kippur, traf Papst Benedikt XVI. in London Oberrabbiner Jonathan Sacks. Sacks betonte, dass der Vatikan zu dem derzeitigen erfreulichen Klimawandel im Verhältnis der Religionen einen „enormen Anteil“ beigetragen habe. An dem Treffen nahmen auch Vertreter weiterer Religionsgemeinschaften teil. Zum Thema „Dialog“ sagte der Papst in seiner Ansprache:

„[...] Seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil betont die Katholische Kirche besonders die Wichtigkeit des Dialogs und der Zusammenarbeit mit den Angehörigen anderer Religionen. Damit dies fruchtbar werden kann, ist ein *Prinzip der Gegenseitigkeit* unter allen Dialogpartnern und den Angehörigen der verschiedenen Religionen erforderlich. Dabei denke ich besonders an Situationen in manchen Teilen der Welt, wo die Zusammenarbeit und der Dialog zwischen den Religionen gegenseitigen Respekt erfordern wie auch die Freiheit, seine jeweilige Religion auszuüben und öffentliche Gottesdienste zu feiern. Sie beanspruchen die Freiheit, dem eigenen Gewissen zu gehorchen, ohne deswegen ausgegrenzt oder verfolgt zu werden, auch nicht im Falle einer Konversion von einer Religionsgemeinschaft zu einer anderen. Sobald ein solcher Respekt und eine solche Offenheit bestehen, werden die Menschen aller Religionen gemeinsam wirksam für den Frieden und das gegenseitige Verständnis arbeiten und so vor der Welt ein erstrebenswertes Zeugnis geben. Diese Art des Dialogs muss auf einer Reihe verschiedener Ebenen geführt werden und sollte sich nicht auf offizielle Gespräche beschränken.

Zum gelebten Dialog gehört auch das einfache Miteinander-Leben und Voneinander-Lernen, um so im Verständnis und im Respekt füreinander zu wachsen. Der *Dialog des Handelns* bindet uns in konkrete Formen der Zusammenarbeit ein, indem wir unsere religiösen Erkenntnisse in den Dienst der Förderung der umfassenden Entwicklung der Menschen stellen und uns für den Frieden, die Gerechtigkeit und die Bewahrung der Schöpfung einsetzen. Ein solcher Dialog kann auch gemeinsame Überlegungen einschließen, wie wir das menschliche Leben in jedem Stadium schützen können und wie wir erreichen können, dass die religiöse Dimension der einzelnen und der Gruppen nicht aus dem gesellschaftlichen Leben ausgeschlossen wird.

Auf der Ebene offizieller Gespräche bedarf es nicht nur des theologischen Austauschs, sondern wir sollen auch unseren geistlichen Reichtum miteinander teilen, indem wir von unserer Erfahrung im Gebet und in der Kontemplation sprechen und einander die Freude über unsere Begegnung mit der göttlichen Liebe zum Ausdruck bringen. In diesem Zusammenhang sehe ich mit Freude die vielen Initiativen, die in diesem Land zur Förderung des Dialogs auf verschiedenen Ebenen unternommen werden. Wie die Bischöfe von England und Wales in ihrem jüngsten Dokument *Meeting God in Friend and Stranger* (23.04.2010) geschrieben haben, werden die Bemühungen um freundschaftliche Kontakte mit den Angehörigen anderer Religionen zunehmend zu einem vertrauten Bestandteil der Sendung dieser Ortskirche und zu einem charakteristischen Merkmal der religiösen Landschaft dieser Nation.“

100 Jahre Kibbuz-Bewegung

Anlässlich des 100. Jubiläums der Kibbuz-Bewegung hat die israelische Regierung am 17. Okt. 2010 ihre wöchentliche Kabinettsitzung im Kibbuz Degania Alef¹ am Südufer des Sees Genezareth abgehalten. Ministerpräsident Netanyahu würdigte in seiner Rede die historische Rolle, die die Kibbuzim bei der Entwicklung des Staates gespielt haben.

„Ich komme gerade vom Friedhof am Ufer des Sees Genezareth. Dort ruhen [...] Männer und Frauen des Wortes und der Tat, die die zionistische Bewegung und die Kibbuz-Bewegung vor und nach der Gründung des Staates führten. [...] Die Geschichte der Kibbuzim ist ein glorreiches Kapitel in den Annalen des Staates: ländliche Ansiedlung, Sicherheit und sowohl kreative als auch praktische Bemühungen. Die Menschen der Kibbuzim waren im Land verwurzelt. Sie machten in der Morgendämmerung das Land urbar und standen nach der Abenddämmerung zu seiner Verteidigung bereit. Wir stehen daher dieser Einrichtung gegenüber in großer Schuld und werden dem Kabinett heute eine Reihe von Beschlüssen zur Verabschie-

1) Degania Alef, der älteste der Kibbuzim, wurde am 28. Oktober 1910 von Pionieren aus Weißrussland gegründet. Der Name „Degania“ bedeutet „Kornblume“ (Encyclopaedia Judaica, vol. 5, 1459).

dung vorlegen, die die Kibbuzim kräftigen, landwirtschaftliche Siedlungen fördern, die Infrastruktur stärken und den Tourismus beleben sollen. [...]

Dass wir [...] uns hier zum 100. Geburtstag des Kibbuz im Kibbuz treffen, ist keine reine Formsache. Es spiegelt eine Sehnsucht nach Einheit und wirklicher Zusammenarbeit in allen Teilen des Volkes wider, nach Anerkennung aller Komponenten unseres Erbes, die uns einst trennten, aber nun vereinen. Dass wir uns hier für das historische Erbe in den Kibbuzim stark machen – und einige der zentralen Stätten sind wohl in der Tat einheitsstiftend für das gesamte jüdische Volk –, ist sehr wichtig und sehr ermutigend.“

Botschaft des Staates Israel, Berlin, Newsletter vom 18.10.2010.

Notizen

Zum ersten Mal seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges wurden am 30. August 2010 in Leipzig zwei Rabbiner ordiniert: Shlomo Afanasev aus Taschkent, Usbekistan, und Moshe Baumel aus Vilnius, Litauen. Baumel kam schon 1991 als Kind mit seiner Familie nach Berlin. Beide erhielten ihre Ausbildung an der Talmudhochschule „Yeshiva Beis Zion“ in Berlin und am Rabbinerseminar. Rabbiner Afanasev wird im Land Brandenburg tätig sein, Rabbiner Baumel in Wien an der Zwi Peres Chajes Schule.

Bundeskanzlerin Angela Merkel wurde am 21.09.2010 im Leo-Baeck-Institut in New York mit der Leo-Baeck-Medaille

ausgezeichnet für ihr Engagement für die deutsch-jüdische Aussöhnung. Die Laudatio hielt Werner Michael Blumenthal, seit 1997 Direktor des Jüdischen Museums in Berlin. Blumenthal wurde 1926 in Oranienburg bei Berlin geboren, 1939 floh die Familie nach Shanghai, und 1947 in die USA. In ihrer Dankesrede sagte Bundeskanzlerin Merkel u. a.: „Es erfüllt mich mit Dankbarkeit und Freude, sagen zu können: Heute haben wir in Deutschland wieder eine der größten jüdischen Gemeinschaften Europas. Wer hätte es für möglich gehalten, dass wir nach den unsäglichen Schrecken des Holocaust wieder ein blühendes jüdisches Leben in Deutschland haben würden? Wir haben dies auch solch mutigen Wegbereitern wie Leo Baeck zu verdan-